

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

182 (6.8.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Sollen die Rundfunkhörer streiken?

Die Gewaltmaßnahmen der Räteregierung und das Zusammenbrechen der Räteregierung vor den Beschießen der Nazis haben eine solche Verschlechterung der deutschen Rundfunkprogramme zur Folge gehabt, daß schon zahlreiche Republikaner ihren Rundfunk abmelden. Noch zahlreicher aber sind diejenigen, die in ihren Aufschriften die planmäßige Durchführung eines Streiks aller Rundfunkhörer fordern. Sie glauben, daß die Regierung und Sendegesellschaften mit Rücksicht auf den drohenden Ausfall an Gehörern zu einer Verringerung ihres neuen, ungeschulten und ungeschulten Programms bereit sein könnten. Der Volkswort, die große, sozialistische Front, wendet sich jedoch gegen jeden Streik von Rundfunk und vor allen Dingen gegen jeden Streik der Hörer. Eine solche folgenschwere Aktion könnte nur von der Eisernen Front einheitlich veranlaßt werden. Aber scheint die Zeit noch nicht gekommen, zumal die Hörer in der Lage sind, die ihnen durch nationalsozialistische Organisationen verbotenen Stunden am Lautsprecher zu verbringen, wenn sie fremde Stationen einschalten. Das ausführliche Programm fast aller europäischen Sender enthält der Rundfunk, dessen neues Selbst wieder allgemein beliebt ist. Die Besetzung der Sendungen wird in Wort und Bild gewürdigt. In der Besetzung führen in die Arbeit der Volkshörerschaft ein, in der Besetzung des Kampfes im Film, in die Neuerfindungen der kommenden Kunstausstellung, in die Bewegung zur Förderung der Freiheit, in die Ereignisse der letzten Zeit. Dem Hörer werden Kurzwellenvorrichtungen beschrieben. Dazu kommt der Roman aus dem Notizbuch, der in Wort und Bild geschrieben ist. Schach- und Rätselrätsel, Humor und viele mehr. Der Volkswort kann bei jeder Postanstalt und in jeder Buchhandlung für monatlich 96 Bg. (einschließlich Steuerbefreiung) frei Haus bestellt werden. Probeheft sendet der Volkswort-Verlag, Berlin SW. 68, kostenlos.

Der Arbeiter-Radiobund bittet um Veröffentlichung seiner Erklärung:

Der Arbeiter-Radiobund stellt erneut die maßlose Verhöhnung des Rundfunks und der überwiegen nationalsozialistischen Tendenzen fest, die sich in den letzten Wochen in fast allen deutschen Rundfunksendern bemerkbar macht. Der Arbeiter-Radiobund verurteilt mit besonderer Schärfe die volksfeindliche Umorganisation des Rundfunks, die diesen über die Köpfe der Hörer hinweg in die Hände der Bürokratie legt. Dieser Bürokratie fehlt der Befähigungsanspruch, als Vertreter des deutschen Volkes zu gelten. Der Vorstand des Arbeiter-Radiobundes hat in seiner letzten Sitzung alle Maßnahmen des Widerstandes gegen diese, die Freiheit der deutschen Kultur auf das schwerste bedrohende Verfallende — mit allem Ernst geprüft. Diese Maßnahmen werden in Übereinstimmung mit der Eisernen Front zu ergreifen sein. Die Besetzung der Sendungen einsehender Hörer vom Rundfunk oder wider Streikstreit können etwa zu treffenden Maßnahmen nur unzureichend sein.

Bennigsen und der Sozialismus

Zu Bennigsens 30. Todestag.
Mit seinem Herrschaft in Hannover starb am 7. August 1902 der ehemalige leitende Kopf der nationalliberalen Partei, Rudolf von Bennigsen. Schon fast zwanzig Jahre vor seinem Tode war dieser Politiker erkrankt und enttäuscht aus dem politischen Leben geschieden. Seine Partei war zerpalten und zerfallen nach dem Fall der veralteten Weisheit von St. Mann. Das Zeitalter des Imperialismus, das die Weisheit ein für allemal zu Ende brachte, und die deutsche soziale Bewegung wuchs. Einem Stockwerk empor. In einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit seinem Fraktionsgenossen Ludwig Bamberg-Ludewig am 15. Juni 1881 von der sozialdemokratischen Bewegung als von einem „Wendepunkt der ganzen Geschichte der zivilisierten Menschheit in Europa“ gesprochen. Es ist notwendig, zu prüfen, was in diesen Bewegungen, die „sozialistische Massen an sich gerissen haben“, der gesunde Kern der Bewegung liegt. Die Bewegung ist nicht die Idee zu sein, die Bennigsen bei der Beratung des ersten Sozialengesetzes im Mai 1878 entwickelt hatte. Er führte damals anderen aus: Die Formen des Unternehmertums, des Kapitalismus, des Arbeitslohns wechseln. Die Formen der wirtschaftlichen Produktion seien im Laufe

der Geschichte in Bewegung begriffen. Diese Bewegung sei wirtschaftlich und wissenschaftlich zu behandeln, und es sei in wissenschaftlichen Werken vorzulegen, welche Form für eine gewisse Zeit die zureichendste, erfindlichste und heilsamste sei. Der Leser wird überrascht sein, wie stark dieser Gedanke von dem mit den Produktionsweisen wechselnden Eigentumsformen an die leitenden ökonomisch-historischen Ideen von Karl Marx anklingt.

Es ist das Verdienst des Historikers Hermann Enden, uns die Zusammenhänge Bennigsens mit der Gedankenwelt des Sozialismus erschließen zu haben. Aus Notizen Bennigsens erfahren wir, daß dieser bereits 1843 die Briefe Gutzkows aus Paris über die Anfänge des Kommunismus studiert hat. Vor und in dem Revolutionsjahre 1848/49 ist nach Enden die Beschäftigung mit sozialistischen Theorien ein Bestandteil der politischen Gedankenwelt Bennigsens geworden. (Siehe „Rudolf von Bennigsen. Ein deutscher liberaler Politiker“. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren von Hermann Enden.) Rudolf von Bennigsen erhoffte die glückliche Lösung der großen zeitbedingenden sozialen Fragen nicht so sehr von Frankreich als von Deutschland. Er schreibt am 5. März 1848 an seinen Vater:

Deutschlands Werk wäre es dann aber auch, nach dreißig Jahren der Mühe und des Studiums, und nachdem ihm durch Frankreichs letzte Revolution die politische Entwicklung gelehrt ist, fernereits aus der Tiefe seines Geistes und aus der Masse seiner geistigen Erzeugnisse und mit ihr die neue Religion einer praktischen Arbeit, die auch von dieser Welt wäre, und damit das Werk der neuen Zeit zu vollenden, welche durchzuführen die Franzosen nicht imstande sein werden, das physische und geistige Erbe nämlich der arbeitenden Massen durch die Energie der Vernunft und der Liebe in dem neuen sozialen Staate zu bewältigen.

Dieser Sozialismus des jungen Bennigsen ist allerdings noch wirklich verkommen, und erst nach und nach nach sich Bennigsen zur sozialistischen Theorie von den wechselnden Produktions- und Eigentumsformen hindurchgelöst hat.

Der belebte Strandkorb

Von Annette Stein.

„Neuigkeiten oder Politik?“ fragte Inge ihren Besuch, den fastlichen jungen Mann vom Nachmittagskaffee im Dänenhaus. „So, bitte, nun lesen Sie!“

„Sie haben neugierig am Strandkorb, es war nicht immer ganz allein am Wasser. Eine regelrechte Konversation freilich paßt auch nicht zu den Ferien und zu dem Hundstagswetter.“

So war der junge Mann den Strand entlang gewandert und hatte Inge einen guten Vormittag gewinnlich. Sie war zur Seite gerückt, der Strandkorb war groß genug und teuer genug, so und nun sah man nebeneinander und hatte das schöne Gefühl, nicht ganz allein zu sein.

Inge hatte keinerlei besondere Gefühle für den jungen Mann an ihrer Seite, sie hatte auch nicht die Absicht, welche zu haben. Soll man sich belassen in der Ferienzeit? Und sich dann nach vierzehn Tagen trennen? Das gab es früher einmal und auch da wohl nur in Erzählungen und Novellen.

„Sie brauchen nicht einmal besondere Gefühle auf für den aufstrebend aussehenden Mann, der täglich mehrmals an ihrem Strandkorb vorbeigehst und den Damen im überendlichen Strandkorb seinen Besuch abblättert. Sah er zu ihr herüber? Ach nein, wohl nicht. Er sah sehr gut aus, der Mann. Die Damen sahen auch sehr gut aus. Inge war nicht der Meinung, daß es irgend einen Sinn haben würde, sich in ihn zu verlieben.“

Zum Ansehen freilich war er sehr geeignet, ein schönes Bild, eine nette Ergänzung zum Strand, Himmel, Segelbooten. Ein männliches Profil gegen den weiten Horizont.

„Sehen Sie nur den schönen Mann!“, sagte sie zu ihrem Strandkorbbarmer. Der sah von seiner Zeitung auf, augenblicklich freilich, und schmunzelte. Er war friedlich gesittet in der Sonne, in den Ferien; warum sollte er einer Frau nicht den Gefallen tun, einen andern Mann für sie zu bewundern? „Gut“, sagte er anerkennend und verteilte sich wieder in sein Blatt.

Inge aber dachte glücklich vor sich hin: Horizont, das schöne Mandmal traf sie ihn, wenn sie am Strand entlang-

spazierte. Dann hatte er meistens einen kleinen Jungen an der Hand, einen mindestens sechsjährigen, „Natürlich verheiratet“, dachte Inge. Sie war nicht einmal böse über die Feststellung, sie hatte auch das von vornherein in Rechnung gestellt, sie war ja nicht gewillt, sich hier in den kurzen Sommerferien enttäuschen zu lassen.

Inge tanzte, Inge schwamm, Inge hatte Besuch im Strandkorb. Die Zeit verging schnell und wenig erregend, als solide Erholung. Am letzten Abend wollte sie nicht einmal zum Tanz ins Dänenhaus. Sie ging, standhaft zu bleiben, in Trainingshofen zum Sonnenuntergang. Sie ließ sich nicht zu reden. Tapfer machte sie kehrt und ging ins Dorf, in den dämmernden Morgen hinein. Morgen früh wurde ausgeschlafen gereift.

Die Strandstraße war einsam, alles war nach dem Abendrot noch draußen am Wasser. Da erklang ein Schritt hinter ihr, dann neben ihr und blieb dort, sie spürte es, einen Moment lang in der Luft hängen. Der Mann sah sie nicht an, aber sie fühlte, wie er sie meinte, wie er Lust hatte, so neben ihr weiter zu gehen, nicht als Fremder.

Er sprach sie nicht an, er überholte sie. Es war der „schöne Mann“, der Strandkorbbarmer. Und im selben Moment, da sie gemerkt hatte, daß er sie beachtete, waren Inges gute Worte zum Teufel. Sie hatte sich ja nur etwas vorgemacht, als sie sich einredete, daß sie sich nichts aus seiner Bekanntheit mache! Ein Selbstbiss, weiter nichts. Angst vor Aufregung, Angst vor Enttäuschung.

Und nun fuhr sie morgen! Und er wußte es natürlich nicht. Er meinte vielleicht, nun sei ein Anfang gemacht, nun würde sie ihm morgen einen Brief schreiben am Strandkorb und dann werde man ja weiter sehen. Aber morgen vormittag sah sie im Zug.

Aber was soll eine Frau tun? Sollte sie gehen und ihm sagen: „Ach, bitte, ich habe bemerkt, ich bin Ihnen vielleicht auch nicht gleichgültig; ich fahre morgen.“

Ihnen entgegen kam jetzt ein Mann, der den Vorausschreitenden grüßte und ihr auch nicht unbekannt war. Ihn sprach sie an, allein aus dem Bedürfnis heraus, mit jemandem zu reden, der den jetzt Angebeteten kannte: „Adieu, ich fahre morgen!“

Und eilte dem anderen nach. Der ging plötzlich langsamer, sah sich um. Sie sah ihn nicht an, aber sie wurde eiliger und bei jedem Schritt vergnügter. Sie holte ihn langsam ein. Er ging in die gleiche Richtung, in die sie mußte. So, nun waren sie allein und sich ganz nahe in der Dämmerung auf dem Weg durch die Wiesen.

„Und Sie fahren wirklich schon morgen?“, fragte er sie plötzlich, neben liegend.

„Woher wissen Sie das?“, fragte sie ihn überrascht. „Nun, natürlich, sie hatte ja ganz laut geschrien, vorhin auf der Promenade.“

„Ich sehe Sie schon vierzehn Tage lang täglich mehrmals an meiner Wohnung vorbeigefahren“, sagte er. „Aber Sie haben mich ja nie angelesen.“ Er mochte ihrer Pension gegenüber. Aber da hatte sie ihn wirklich nicht bemerkt.

„Verheiratet?“, fragte er weiter, als sie nur stumm, da sie das Verheiratete begriff, den Kopf senkte.

„Nein, wie?“, schaute sie überrascht auf.

„Und der Mann im Strandkorb?“, meinte er. „Ach hätte ja längst gehofft oder versucht... Aber Sie sahen ja stumm nebeneinander und Sie laßen so eifrig die Zeitung, daß ich nur denken konnte: verheiratet!“

„Meinje! Und der Mann war mir so fremd, daß ich ihm die Zeitung gab, weil ich zu faul war, mit ihm zu reden!“

„Sie aber haben immer einen Jungen an der Hand gehabt! Sie sind doch bestimmt verheiratet!“

„Das ist mein Neffe!“

„Ihr Neffe?“ stöhnte sie.

Sie setzten sich in den Kaffeegarten im Dorf, sahen sich an und schüttelten die Köpfe. Wie schön hätte das sein können! Aber wir sind ja modern. Wir glauben nicht mehr an Wunder und nicht an die Liebe auf den ersten Blick. Wir sind viel zu schuldig dem Leben und setzen vorzüglichster immer das Schlimmste voraus. Er sieht mich nicht an! Sie ist verheiratet! Was hätten das für Wochen sein können!

Sie tranken Kaffee und schüttelten traurig die Köpfe. Und weil sie so modern waren und nicht an die Liebe auf den ersten Blick glaubten, trennten sie sich und verabredeten sich nicht. Sie nannten einander nicht einmal ihre Namen. Er fuhr sowieso in eine ganz andere Stadt nach Hause als sie. Aber sie schwor sich doch, nie wieder einen gleichgültigen Mann mit dem Anschein eines Ehegatten in ihren Strandkorb einzuladen.

Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 19

Im Städtlein Jofingen gab es am Peter- und Paulstag für die Bewohner genug zu schauen und zu staunen.

Es war ein Scher von Rittern und Herren mit ihrem riesigen Gesinde, das sich zum freudigen Empfang, als am Morgen des 30. Juni Herzog Leopold mit den Herren seines Gefolges in Jofingen eintrat.

Das Städtlein war überfüllt, jede Herberge, jedes Bürgerhaus, über überall herrschte Befriedigung und guter Mut. Und der Herr Herzog Leopold mit den Herren seines Gefolges in Jofingen eintrat.

Manmann von Grünberg war unter den ersten Ankömmlingen gewesen. Mancherlei Gedanken hatten ihn bewegt, als er, bei Diten über die Büsche über die Aar teltend, dem graugrünen Fluß nach auf deren einen auch seine Burg stand. Wie würde es denn sein, wenn er wieder heimkam in sein Erb und Eigen? Manmann klopfte sich auf?

„Leben ihm ziti Kunz von Nennsch, der derbe Schwabenpöcker. Er hielt sich immer zu ihm. Alwig von Hagenbach hatte ihn an sei-

ner Statt mitgedenkt, um das Versprechen, das er dem Marquard gegeben hatte, wenigstens so halb und halb zu halten. Denn der Kunz war bei der Kanne besser zu gebrauchen, als beim Ratschlagen, und bei den Weibern tüchtiger, als beim Ausreiten. Aber ein Ritter mehr war es auch, und zwei Knechtlein folgten ihm — und man konnte jeden brauchen. Alwig hatte sich durch Kunz bei Manmann entschuldigen lassen: wie der Grünberger wisse, sei er Vogt des Klosters Zell — und da Frau Margarete, die Lebtsfin, unverwundet und bald nach dem Johannistag etwas sanftseligen Todes verbleiben sei, so lasteten auf ihm mancherlei Amtsgeschäfte und er sei den frommen Frauen gar unentbehrlich. Und als Kunz das ausrichtete, hatte er sehr zweideutig gelacht und aus eigenen Gedanken befragt: ... und ganz besonders der schönen Frau Peiroin, die, wenn mich nicht alles trügt, jetzt bald Frau Lebtsfin heißen wird.“

Und so kletterten sie dahin auf der staubigen Landstraße, immer gegen Südosten. Heiß war der Mittag und Manmann öffnete weit sein Wams an Hals und Brust. Und der Neumeder sah hin und lächelte wieder ein wenig und fragte: „Was habt ihr denn da hängen, Herr Manmann? Ei, ihr geht ja gepußt, als ging's zu Hochzeit und Nummenhonz!“

„Das ist ein neuartig Stapsuliet, wie man's im Kloster zur frommen Mönche tragen lernt“, sagte Manmann und lächelte mit leichtfertiger Heiterkeit, indes er ein rosenrotes Seidenband, welches in die Schnur geknüpft war, an der er auf blosem Leibe seinen Geldbeutel trug, unter das Innenband schob. Es lag ihm in seiner Art, irgend etwas Spöttisches zu unterdrücken, das ihm in den Sinn kam. Aber im nämlichen Moment dachte er an Herland — und konnte nicht verhindern, daß die Erinnerung an sie ihn mit einem selbstsam-süßen Schauern überflog.

Am Abend des Maria-Heimsuchungstages wurde in dem großen Ratsaal von Jofingen des Herzogs Kriegsrat abgehalten. Außer dem ergrauten Gefolge Leopolds nahmen sämtliche Ritter und Führer von Truppenabteilungen daran teil. Jetzt sollten die letzten Bestimmungen getroffen werden; denn die Zeit drängte. Am Vortag hatte der Herzog Reiter und Fußvolk, erprobte Kämpen, ausgewählt; sie waren heute morgen, kaum es grante, nach Willisau abgezogen. Sämtliche Männer des Freiherren Hans Ulrich von Hosenburg, der im Willisauer Gebiet seine alte Donatsburg gesehen hatte, waren als landesfremde Leute mitgenommen worden; nur dreizehn blieben bei ihrem Herrn, der sich mit dem Döschener in den Oberbefehl stellte.

In Willisau sah die Gräfin Maha von Wallangin, des Herzogs

Bundesgenossin. Und Leopold hatte lachend gesagt: „Dies Städtlein und die Burgen Wädinstyl und Hosenburg — das sind drei gar feste Riegel, die den Brenner Mäusen die Straße sperren sollen. Wie ein Schindknecht sollen sie uns den Rücken und die rechte Seite decken!“

In das alles dachte Manmann von Grünberg, als er jetzt in den großen Ratsaal eintrat, in dem es, trotz des hellen Sommerabends doch schon etwas düster war, so daß an der Schmalseite der langen Tafel, an der der Herzog saß, dicke, gelbliche Wachskerzen brannten und ihr flackerndes Licht über allerlei Papiere, die vor den Herren lagen, warfen, sich mit dem Licht von draußen in einem seltsamen Zwielicht vermahlend.

Manmann hatte mit dem Herzog noch nicht gesprochen, seit dieser in Jofingen war; so vielerlei hatte er zu tun gehabt. Jetzt näherte er sich ihm, neigte sich höflich und begrüßte, ebenso die umstehenden Herren — die einen vertrauter, die anderen förmlicher. Man schob ihm sogleich einen Stuhl in die Reihe — mochten ihn doch alle gut leiden.

Der Herzog bot Manmann mit freundlichem Blick die Hand. „Seid mir in Gnaden willkommen, Manmann!“ rief er. „Ich hab's schon vernommen, wie eifrig ihr in Scafburg geworben habt — unser Dank soll euch nicht fehlen, sind wir erst einmal fertig mit diesem üblen Handel, den uns unsere Lieben und Getreuen von Luzern, hier lächelte er bitter, „eingebrocht haben.“ Aber dieser Zug des Unwillens schwand rasch von seinem schönen Gesicht, das mit jedem Zug an das seines Oheims Friedrich und in keiner Weise an seinen finsternen einäugigen Großvater, König Albrecht, gemahnte. Liebrig blieb nur ruhige Siegesübersicht, wie er, die langen blonden Locken schüttelnd, und das inaderbelegte schwarze Samtkleid am Hals zurechtstreichend, fortfuhr: „Da — seht euch zu eucem Vetter, Herrn Grimm: der ist noch viel gemüthlicher als wir anderen, seit sie ihm sein schönes Rothenburg niedergelassen haben.“

Die Herren lachten alle über das Wortspiel; Grimm von Grünberg, Manmanns ältester Vetter, zog ihn mit einem festen Händedruck neben sich auf einen Stuhl nieder. Ganz in der Nähe saßen, auch der ältere Geroldbeck, der von Himaburg, sowie noch etliche Bekannte, die Manmann grüßend zwinkten.

Zur Rechten des Herzogs saßen zwei ältere Männer, einer mit einem schmalen, nachdenklichen, grauen Gesicht, einfach wie ein gewöhnlicher Reitermann gekleidet; er schien in sich hineinzuhorchen und Unerfreuliches zu vernahmen. Neben ihm ein breitschultriger, kraftvoller Herr, dem Stolz und Selbstbewußtsein aus den Augen saßen, in halb ritterlicher, halb geistlicher Gewandung. Er überprüfte gerade ein Verzeichnis, das vor ihm auf dem Tische lag.

(Fortsetzung folgt.)